

(Nachdruck verboten.)

22]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Burgl drängte das Blut zu Herzen. Sie gab sich den Anschein, die Frage überhört zu haben, und fuhr mit Lorenz zu sprechen fort.

Doch der Alte, längst daran gewöhnt, nicht beachtet zu werden, begann wieder von neuem, in seiner vorgebückten Stellung, ohne nur aufzusehen.

„Ich hör' ja net guat, aber an Schnall hat's scho auf amal than!“

Jetzt wurde Lorenz aufmerksam. „An Schnall in der Kammer drin?“

„Ach was, wird halt d' Bretterwand a bißl sich g'rührt hab'n,“ meinte Burgl; „wenn er amal was hört, übertreibt er's ja glei.“

„Vielleicht hat's geistert,“ sagte Lorenz lachend. „Is heut scho so a Nacht! Bia i da beim Nachbar vorbei bin mit mein Wag'l, thuat's da auf einmal an Schroa, z'nächst neben mir in der Finstern, daß ma selb'r 's Grusel'n kemma is. 's Füchsl is grad aufgstieg'n. Grad derweil i umschau, springt wer über d' Licht'n, die zum Fenster 'rausg'fall'n is. No, der Geist war glei erkannt —“ Lorenz sah auf die sich entfärbende Burgl und lachte hell auf. „I glaub' gar, Du fürchtst Di. Ah, des is guat! Weißt, wer der Geist war? Die Kestl, die Lechnerrest!“

Burgl atmete erleichtert auf.

„I hab' glei an 'n Flori denkt, hab' a g'moant, i seh' sich was rühr'n unter d' Bäum. Drum hab' i Di glei g'fragt, ob er dahoam is. Was nur g'habt hab'n muas? 's war a ganz b'jondrer Schroa.“

Lorenz schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Des is schon die Rechte! Umanan streina in der Nacht, so a jungs Madel. Da kann ma si leicht was denk'n,“ bemerkte Burgl gehässig.

„Das amal net, was Du meinst,“ entgegnete Lorenz scharf. „D' Kestl is a brav's Madel, da is nix drüb'r z'red'n.“

Burgl zuckte die Achseln und stand auf.

„A Schnall war's,“ begann von neuem der Vater, welcher die ganze Zeit über nachgegrübelt, „grad als wenn — als wenn —“ Er machte die Bewegung des Zerreißen mit beiden Fäusten.

„Hast denn Du davon nix g'hört?“ fragte Lorenz die Bäuerin, welche sich mit dem Geschirr zu schaffen machte.

„Ach was! I war ja in der Kuchl, hätt's ja hören müassen. Laß 'n do red'n.“

„Hab a no g'rufen, wer da is, aber niemand hat g'antwort't,“ sagte der Alte von neuem, nach einer längeren Pause.

Lorenz zündete sich gelassen seine Pfeife an. Burgl atmete auf. Da plötzlich stand er auf. „Muas do nachschaun“ und schritt auf die Kammer zu.

Burgl vertrat ihm den Weg mit einer auffallenden Festigkeit.

„Laß Di do net von dem Alt'n stimma. Nix is, jag' i Dir.“

„No, nacha is halt nix. Vorsicht kann net schad'n bei dem G'findl, was si heutzutag umanand'treibt.“

Jeder weitere Widerstand von seiten Burgls wäre verdächtig gewesen.

„No, laß mi do z'erst a Licht ansted'n drin.“

Sie eilte voraus in die Kammer. Lorenz trat unter die offene Thür.

Burgl schleuderte hastig einen Paß Kleider auf die Seite, dann flammte das Licht auf in ihrer Hand. Sie war freideweiß.

„So, jetzt schau Di halt um.“

Ihr Auge folgte jeder seiner Bewegungen. Er untersuchte das Schloß der auf den Gang führenden Thür, guckte hinter den Ofen, untersuchte die Fenster, welche wohl verschlossen waren, öffnete einen Schrank, plötzlich wandte er sich und warf einen Blick auf die Truhe.

Burgl saß darauf.

„Steh amal auf.“

Burgl bewegte sich nicht, aber das Licht schwankte bedenklich in ihrer Hand.

„Aufstehn sollst,“ befahl jetzt energisch der Bauer.

Sie erhob sich langsam, automatisch. Hätte Lorenz sie scharf angesehen, sie hätte ihm alles gestanden. Doch dieser blickte nur auf das Bündel alter Kleider, das auf der Truhe lag.

„A was, is ja z'dumm! Zu so aner Zeit! Lass' ma's!“ sagte Burgl. Dabei wandte sie sich rasch mit dem Lichte, um die Kammer zu verlassen.

Da blickte es auf dem Boden, dicht vor Lorenz' Füßen. Er blickte sich rasch.

„Was hast denn no 'rumz'rama?“ fragte Burgl, doch der Atem stockte ihr.

Lorenz drehte ein glänzendes Zwanzigmarkstück zwischen den Fingern, bald dieses, bald sein Weib fragend anblickend.

„Hast Du das verlor'n?“ fragte er, während sein Blick sich von neuem auf die Truhe richtete.

Sie tappte, schwer atmend, nach ihren Taschen. „Wär' wohl mögli. Ja, ja, wird scho so sein.“

Da stand sie wie eine Bildsäule. Lorenz trat an die Truhe, warf mit einem Griff den Paß Kleider hinweg und beugte sich auf das geöffnete Schloß. Ein Fluch dröhnte durch den engen Raum, der schwere Deckel flog auf.

Das Licht entglitt Burgls Händen und erlosch am Boden.

Lorenz eilte wortlos hinaus in die Wohnstube, ergriff die Lampe und beleuchtete das Innere der Truhe.

Die Wertpapiere waren unberührt, der Sack mit den Thalern ebenfalls. Das beruhigte ihn einigermaßen. Als er auch das Gold in der Holzschale erblickte, stützte er. Zum Vergnügen sprengt man doch keine Kasse. Dann ergriff er die Schale und ging damit in die Stube.

„Nacht hast g'hört,“ schrie er dem Vater zu. „Einbroch'n hab'n's, die Truha auf'sprengt! Das war der Schnall — und Du —“

Er sah sich nach Burgl um. Sie saß in der dunkelsten Ecke völlig apathisch.

„Du hast nix g'hört in der Kuchl? Das is aber sonderbar. Aber jetzt laßt's mi nur zähl'n —“

Er leerte die Schüssel auf den Tisch. „Zwölfhundert Mark müassen's sein.“ Er zählte hastig. „Vierhundert fehl'n,“ rief er dann. „Am helllichten Tag! 's Haus voller Leut! A eiserne Truha! Ja, Herrgott!“

„Dan't'n sollst unsern Herrgott, net fluach'n,“ begann jetzt der Großvater, der hinzugetreten war. „Hätt' ja all's nehma können —“

Lorenz hatte in seinem Zorn gar nicht daran gedacht. Er stützte.

„Nacht hast schon! Das is aber sonderbar! 's Gold wenigstens! Grad vierhundert Mark!“

„Das is do sehr einfach,“ sagte jetzt Burgl in einem zuversichtlichen Tone. „Der Mensch hat den Vater frag'n hören, wer da is. Da hat er schnell an Griff g'macht und is durch —“

Und is durch —“ wiederholte Lorenz nachdenklich. Plötzlich erhellte sich sein Antlitz. „Wann hast denn Du den Schnall g'hört?“ fragte er den Alten.

„Kur, eh' Du kemma bist.“

„Hallo!“ rief Lorenz, von einem Gedanken erfaßt. „Jetzt weiß i, was der Schroa bedeut', den i g'hört hab'.“

„Das war ja d' Kestl, sagst.“

„Wär's scho, aber ohne Grund schreit ma net so — und der Grund is der Dumy, der Einbroch'r. Sie hat 'n g'fehn — vielleicht hat er ihr droht — vielleicht hab' i 'n selb'r g'fehn zwisch'n die Bäum' — z'jamm'hänga thuat die Sach! 's beste wird sein, 'ich frag' grad 'raus, und zwar heut no — glei!“ Damit stand er auf.

Burgl rang um Fassung, um einen Ausweg, wenigstens für den Augenblick. Wenn er jetzt Kestl fragte, war alles verloren. Sie zweifelte nicht, daß Lenz den Schrei verursacht hatte.

„Das wär' no schöner! Glei so a G'schrei macha und d' Leut verdächtigen!“

„D' Leut verdächtigen? Welche Leut denn?“ fragte Lorenz erstaunt.

Burgl hatte eine Unvorsicht'gkeit begangen. Diese Ein- sichts verwirrte sie noch mehr.

„No, wennst a ganz Verhör anstell'n willst da drüb'n, g' Nachtzeit! Da müass'n i' ja z'lest glaub'n —“

„Was müass'n i' glaub'n?“ Lorenz trat dicht vor sein Weib.

Sie mußte antworten. „No, daß Du an Verdacht hast —“

„I glaub', Du bist verrückt! I an Verdacht! Auf d' Resl vielleicht? So was Dumm's! Oder auf 'n Lehner? Da müast i mi do schäma als Bauer.“ Plötzlich zuckte er zusammen und fuhr mit der Hand nach der Stirn. „Herr- gott, jekt hast mi auf was bracht — der Lenz!“

Er stieß das Wort mit einer solchen Kraft heraus, daß Burgl zusammenschauerte.

„Der Lenz! Ja, dem seha't 's gleich!“

Da ermannte sich Burgl. Das Bewußtsein, daß sie selbst ihren Mann auf die Spur geführt, versetzte sie in jähen Zorn gegen sich selbst.

„Net wahr is, daß ihm gleich sieht. Er mag a leicht- fertiger Mensch sein, a Wilderer weg'n meiner, aber koan Diab net. Nur der Haß kann Dir so was eingeb'n.“

„Der Haß? Du hast ma's eingeb'n und bringst's a nimmer 'raus.“ Lorenz deutete die Erregung Burgls auf seine Weise. „Freili, i weiß scho,“ fuhr er fort, „daß Dir grad so auskemma is, daß Dir net paßt, wenn der Diab da drüb'n ausfindi g'macht wird, beim Herrn Bürgermeister. Und am End paßt's ma selb'r net, weil's do amal a Bauern- haus is. Auf d' Verwandtschaft pfeifat i. Aber da hilst alles nix, da giebt's kei Bedenka, bei so was! Is er's, wird er paßt, da hilst ihm kei Herrgott net.“

„No, so geh halt 'nüb'r und sag's ihm ins G'sicht,“ sagte Burgl in einer Anwandlung verzweifelter Mutes. Am Ende zog sie es noch vor, daß er von Lenz die Wahrheit erfuhr, als aus ihrem eignen Munde.

„Da werd' i mi hüt'n!“ entgegnete Lorenz. „Wenn i amal so a Fähr't hab', überstolper' i 's nimma. Jekt schlaf' i erst drüb'r. Schau, Burgl,“ setzte er dann in völlig ge- lassenem Tone hinzu, „i bin mit die besten Vorsätz heim- komma, aber 's mag halt net, 's soll kei Ruah sein im Achen- badcherhof.“

„Ja, so scheint's wirkli,“ sagte Burgl, mit einer Be- wegung völliger Erschöpfung sich auf die Bank setzend. Dann ging sie schleppenden Ganges, den schmerzenden Kopf haltend, in die Schlafkammer.

Lorenz sah ihr kopfschüttelnd nach. Mit einem schweren Seufzer stand er dann auf und begab sich in die Kammer. Er untersuchte sorgfältig das geöffnete Schloß und fand die Spuren des Veiles. Dieses stand in der Ecke neben der Truhe, und er konnte sich genau erinnern, wo es am Morgen noch stand. Am Boden waren Unschlitttropfen. Wie war der Dieb ungelesen herein gekommen? Die Hausthür war doch verschlossen, in der Küche war — Burgl! Man sprengt einen solchen Deckel nicht ohne großen Lärm. Der taube Vater hat ihn auch g'hört, den „Schnall“, aber Burgl nicht, die sonst hörte wie ein Luchs.

„'s Schmalz wird halt so prasselt hab'n. — Und der- schrock'n is, daß ihr d' Herz'n aus der Hand g'fall'n is. Is aber a zum Verschreck'n! Daß i' nix g'merkt hat — is ja do auf der Truhe g'sess'n — daß der Deckel net g'sperrt is? — Wenn's auf die Kleider sitzt, die drauf g'leg'n san! — Das heißt, drauf g'legen san's net, drauf g'worf'n hat sie's, eh's Licht g'macht hat.“

Er sah auf der Truhe, den Kopf in die Hand vergraben, und grübelte. Plötzlich stand er mit einer abweisenden Be- wegung auf.

„Aber was hast denn? Wo willst denn eigentlich 'naus? So was denk'n is no schlecht'r als stehl'n. Pfui Teufel!“

Er nahm das Licht und ging zur Ruhe — die er nicht fand.

Eine feste Ueberzeugung blieb als Rest der nächtlichen Betrachtungen des Achenbadchers. Er mußte allein die Fährte des Diebes verfolgen, auf die Unterstützung Burgls durfte er nicht rechnen, um so weniger, je mehr er überzeugt war, auf der richtigen Fährte zu sein.

Sie kann nun einmal nicht vergessen, was der Lehner ihr war. Die Weiber sind nun einmal so, weiter ging er nicht in seinen Gedanken.

Es galt nun vor allem, Resl zu sprechen, und zwar allein, bevor sie von irgend einer Seite gewarnt war. Eine schwierige Sache bei der Lage der Dinge.

Es entging ihm nicht, daß Burgl ihn scharf beobachtete,

auf eine Aeußerung seinerseits ängstlich wartete. Das be- unruhigte ihn von neuem.

„I hab' mir's überlegt,“ sagte er zu ihr, „i will ganz stad gehn in der z'widern Sach und vor der Hand keine Anzeig mach'n, vielleicht klärt sie sich do no auf.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

ok. Die Empfindungen eines Ertrinkenden analysiert der amerikanische Art Dr. James A. Lewison auf Grund seiner eignen Erfahrungen in einer Art, die zu den Vorstellungen, die man sich gewöhnlich darüber macht, in einem starken Gegensatz steht. Er machte den Untergang des amerikanischen Dampfers „Volhara“, der auf der Fahrt von Shanghai nach Colombo in einen Teufel geriet, mit. Nachdem den ganzen Nachmittag schwere Seen fortgesetzt über das Schiff gegangen waren, fuhr es kurz vor Mitternacht mit einem heftigen Krach auf ein Riff, und in noch nicht einer Minute lag die „Volhara“ auf dem Grunde der Straße von Formosa. „Der schred- liche Krach“, schreibt der Arzt, „machte mir sofort den großen Ernst der Lage klar, ich zog die Rettungsgürtel herunter, warf meinen Gefährten zwei zu, band den dritten um und stürzte nach oben, um die Brücke und die Takelage zu er- reichen. Es war keine Zeit zu psychologischen Studien übrig; trotzdem kann ich nie vergessen, wie alle Passagiere wie gelähmt schienen. Die Stewards stießen verzweifelte Schreie aus und ver- sperrten den Saloneingang zum Deck, und nur durch Gewalt konnte ich ihnen nachdrängen, gerade noch zur Zeit, da die erste schwere See sogleich die Kajütstappe niederfallen ließ. Auf Deck ging ich sofort zur Brücke und erstieg die Stufen, als ein völliger Wasser- berg von oben und von unten zu kommen schien und mich mit dem Kopf gegen die Brücke stieß und mir eine vier oder fünf Zoll lange Schnittwunde an der Schädelhaut beibrachte. Ich erinnere mich, daß ich dann versuchte, mich durch die Kelling der oberen Brücke durchzu- kämpfen. Das Schiff ging augenscheinlich schnell unter, und ich wurde mitgezogen. Ich machte klar unter Wasser und schwamm so- gleich, um die Oberfläche zu erreichen, wie ich glaubte, augenscheinlich aber nur, um weiter unterzugehen. Die Folge dieser Bemühung war eine Abnahme des Atems, und nach zehn bis fünfzehn Sekunden konnte die Ein- atmung nicht länger zurückgehalten werden und ein fürchterlicher Druck auf der Brust begann sich zu entwickeln. Infolge der großen Schmerzen in der Brust beim Ein- und Ausatmen fühlte ich mich wie in einem Schraubstock, der allmählich festgeschraubt wurde, bis ich ein Gefühl hatte, als ob das Brustbein und die Wirbelsäule brechen müßten. Das „Schluden“ wurde häufiger und dann erlosch die Hoffnung. Obgleich ich kein Land gesehen hatte, wußte ich sicher, daß es nahe war, und ich hatte gehofft, wieder an die Ober- fläche zu kommen. Der Druck schien nach diesem mehr- maligen schnellen „Schluden“ unerträglich, aber allmählich, als die Kohlensäure im Blut anwuchs, wurde der Schmerz ge- linder. Gleichzeitig kamen die Atmungsanstrengungen mit dem begleitenden Wasserchluden in längeren Zwischenräumen. Dabei schien ich in einem angenehmen Traum zu sein, hatte aber genug Willenskraft, um an Freunde zu Hause zu denken. Ehe ich schließlich das Bewußtsein verlor, hatten die Brustschmerzen völlig aufgehört, und die Empfindung war thatsächlich angenehm. Wie lange ich im Wasser zugebracht habe, kann ich nicht sagen, aber ich denke etwa zwei Minuten. Ich wurde unter Wasser sehr gehindert durch die vorhergehende Anstrengung, auf Deck zu kommen, und dann durch den betäubenden Schlag auf den Kopf, so daß beim Untergehen fast nur noch zurückbleibende Luft in den Lungen war. Beim Versuch der Einatmung wurde der Mund sogleich mit Wasser gefüllt, und da der Kehlkopf den Kehlkopf schloß, begann sogleich das Schluden. Ich glaube, daß der Kehl- deckel nur während der kurzen Ausatmung nach jedem Versuch der Einatmung nicht geschlossen war.

Als das Bewußtsein zurückkehrte, befand ich mich an der Ober- fläche des Wassers und konnte etwa zwölf gute Einatmungen machen. Ein flüchtiges Aufblitzen zeigte mir das Land in etwa 400 Meter Entfernung, und ich benutzte zuerst einen Ballen Seide und dann ein langes Brett, um zum Ufer zu kommen. Diese und der Rettungsgürtel waren von großem Nutzen, daß mein Körper in der stürmischen See nicht auf das Riff geworfen wurde. Trotzdem waren Füße, Knie und Lenden arg zerkratzen. Beim Landen hinter einem schützenden Felsen brauchte kein tüchtiges Erbrechen künstlich erzeugt zu werden. Jedenfalls glaube ich nicht, daß viel Wasser die Luströhre heruntergekommen ist.“ —

Theater.

Lessing-Theater: „Geschwister Lemke“. Volksstück in vier Akten von Richard Stowronnel und Leo Walther Stein. — Eine Compagnie-Arbeit. Was diese Dichtersirma liefert, ist ein Berliner „Volksstück“ nach altem Muster. Manches Schöne hinsichtlich des altberliner Spießbürger- und Weißbierstuben-Milieus mit all seiner Platttheit und gemüthlichen Behäbigkeit ver- mag bei verwandten Seelen ausgelassene Heiterkeit zu er- regen, wenn's auch nichts Neues ist. Das Ganze mütet doch

an wie eine dramatisierte Vorstadt- oder Gartenlaubengeschichte. Zwei Putzmacherschwester haben ihren einzigen Bruder studieren lassen. Nun, da er das Assessor-Examen glücklich bestanden hat, tritt zwischen beiden Parteien eine bitterböse Entfremdung ein. Denn Alfred besaß schon eine Braut, mit der er sich ohne Wissen der opferwilligen Schwestern heimlich verlobt hatte. Obendrein ist's eine Adlige, wenn auch „von Habenichts“. Die Blaublätter sind natürlich sehr hochnäßig. Nur ihre beiden Kinder, nämlich des Assessors Braut und deren Bruder, ein Infanterie-Lieutenant, schlagen aus der Art. Sie lassen sich zum Bürgerturn hinab. Gerda erzwingt sich ihren Assessor, und der Bruder erobert das Herz der jüngsten von den beiden Putzmamsells. Ja, noch mehr: er quittiert ihr zu Liebe seine Militärkarriere und associiert sich mit einem Socialdemokraten zu einem Fabrikgeschäft. Selbstredend sorgen die Autoren, daß dabei die politischen Anschauungen des blaublütigen Lieutenants a. D., jetzigen Fabrikbesizers, und des nach üblicher Schablone gezimmerten Socialdemokraten nicht in die Brüche gehen. Jener liest die „Kreuzzeitung“, dieser den „Vorwärts“. Der Achtstundentag, die Beteiligung der Arbeiter am Reingewinn und andre Dinge ergeben sich nebstbei von selber. In dem Zukunftsstaate der beiden durch kein Wissen und durch wenig Witz und Geist beschwerten „Dichter“ giebt's keine Gegenseite mehr. Alles ist eitel Wolle — und die Spiecherei von anno Tobak bleibt Krumpf. Der Soci heiratet die andre Putzmacherin und wird dadurch sogar der Schwager des Herrn Lieutenants. So vollzieht sich denn hier unter den Händen leichtster Dramenmacher ein Reinigungsprozeß, an welchem alle braven Philister gewiß ihre Augenblicksfreude haben, bei dem aber die Wäuser und Grazien Reihhaus nehmen. Ob dies „Vollstück“ nun gerade in das Lessing-Theater paßt, ist freilich eine andre Frage.

Gespielt wurde im ganzen gut. Karl Baldwin, Albert Patry, Meta Jäger, Elise Sauer, Vera Witt und Franz Schönfeld verhalfen den „Lemtes“ zu einem Scheinerfolge. — e. k.

Freie Volksbühne (Metropol-Theater): „Klein Ehoff“, Schauspiel in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. — Der Verein „Freie Volksbühne“ hat sein neues Spieljahr wieder begonnen. Daß gleich die erste seiner Veranstaltungen einem einst viel umstrittenen Werke des modernsten und größten Dramatikers galt, ist ein verheißungsvolles Zeichen. Man darf vielleicht auch damit die gewiß in vieler Hinsicht berechtigte Hoffnung verknüpfen, daß auch bei allen folgenden Darbietungen der Hauptdruck auf wirklich musterhafte Ausführungen durch erlesene künstlerische Darsteller gelegt werde. Es handelt sich darum, nicht bloß im Rahmen üblicher Leistungen zu verbleiben, die an diesem oder jenem öffentlichen Theater auch gang und gäbe sind, sondern in erster Linie höchste Vorbildlichkeit zu erstreben, sowohl für die Vereinsmitglieder, als für die Mitwirkenden. Es gilt, die Werke der Dichter in deren intimsten Intentionen auszubreiten, damit die Zuschauer in die Sphäre reinster und reichster Kunst erhoben werden. Der letzteren Dank und Anerkennung wird den sich in den Dienst des Vereins stellenden Schauspielern um so rückhaltloser zu teil werden, als diese das Beste und von jedweder „Routine“ befreite Tiefste und Berinnerlichste zu geben bemüht sind. Eine von so besonderen Strebungen ausgehende und mächtige Vereinigung wie die „Freie Volksbühne“ darf an ihre Ausführungen und deren Vermittler die höchsten Erwartungen stellen. Ob diese bei der Vorstellung von „Klein Ehoff“ erfüllt wurden, das möchte indessen doch nicht in allen Zeilen bejaht werden. Als Ganzes betrachtet verdient die Darstellung das Lob möglicher Abrundung. Es blieb aber noch ein guter Rest ungethan. Vor allem vermißte man die völlige Ausschöpfung des dichterischen und ethischen Gehalts, der, wie in den meisten Ibsen'schen Dramen, so auch hier, gegen den Schluß hin zu weicherer Vermenschlichung hinandrängt. Joseph Klein als Alfred Allmers bot gewiß so manches Vortreffliche, er schlug besonders beim Verluste des Kindes warme weiche Gefühlstöne an. Ein gleiches geschah auch, wenn er mit Asta beisammen war. Ebenso rang er sich Rita gegenüber zur gebotenen Härte durch. Aber da, wo beide sich im Beginn einer neuen, ihren Herzen verwandten Lebensaufgabe wieder zusammensünden, da versagte doch seine Kunst, da wurde seine Sprechweise wie sein Spiel konventionell und verfant in Kraftlosigkeit. Aber auch die „Rita“ der Helene Rosner hatte hier nicht viel Besseres zu geben. Die ganze Leidenschaftlichkeit, die nur sich selber kennt, heißenden Hohn und Spott, all das vermochte sie auszuflößen und diese Frauengestalt von ihrer ursprünglichen, unsympathischsten Seite zu zeigen. Aber man vergegenwärtige sich nur, wie hoch die beiden Charaktere zu steigen haben, wenn uns die Absicht des Dichters durch die Darsteller deutlich werden soll. Diese Wandlung, welche bei Ibsen das erlösende Moment bedeutet, blieben Allmers und Rita uns schuldig. Dennoch verschaffte es Genuß, einer Darstellerin begebenet zu sein, die über ungewöhnliche Mittel gebietet und großen Aufgaben gewachsen erscheint. Eine einheitliche Leistung bemerkte man dagegen bei Elsa Kardak, einer unsres Wissens bisher in Berlin noch fremden Künstlerin. Ihrer Asta war das eigen, als was sie der Dichter hingestellt, und man darf der Vereinsleitung für die Bekanntheit mit dieser Darstellerin dankbar sein. Ebenfalls zum erstenmal lernte man in Margarete Big eine neue Kraft kennen. Sie vermochte die „Rattenmamsell“, in welcher ich doch trotz mancher entgegengesetzten

Meinung das symbolische Element für das Schuldbewußtwerden Ritas und Allmers zu erkennen verneine, sehr wirksam zu geben. Hermann Schmelzer's Ingenieur Vorgheim zeigte sympathische Züge, ohne merklliche Eigenheiten. Recht hübsch führte der kleine Kurt Müller als Ehoff seinen Part. Das Stück übte ansehend eine tiefe Wirkung aus. — e. k.

ek. Thalia-Theater: „Der Hochtourist“. Schwank mit Gesang in drei Akten von Kurt Kraay und Max Real. — Ein echter Berliner und ein echtes Münchner Kind, trotz seines englisch-amerikanischen Familiennamens, haben hier in gemeinsamer Compagniearbeit ein höchst amüsantes Stück geschaffen, das einige Dauer verheißt und obendrein wirklich deutsch genannt werden kann. Die bayrische Alpentouristerei giebt die wirksame Folie ab. In Wahrheit handelt es sich aber um gar keinen wirklichen Bergtrager. Herr Nylius, der Direktor einer Berliner Altiengesellschaft, ist zwar oft bis in die Alpen gekommen, hat jedoch nie eine Hochtour unternommen. Trotzdem gilt er in den Augen seiner ehrgeizigen Frau als einer der kühnsten Touristen. Denn er war so klug, stets in Briefen solche fingierten Kletterpartien begeistert zu schildern. Diese Briefe giebt nun seine Frau als Buch heraus. Das hat mangelrei im Gefolge. Nylius wird bald in alpinen Fachkreisen als bedeutender Bergbezwinger und Schriftsteller gefeiert. Aber die Geschichte hat einen bedenklichen Haken. Nylius hat nämlich alle seine Schilderungen dem Buche eines Alpenschriftstellers entnommen. Dieser Umstand bringt für ihn eine Masse von tragikomischen Verhängnissen herauf und die Autoren haben in der Erfindung und Gestaltung derselben alle Mienen ihrer grotesken Laune springen lassen. Berliner Witz und bairischer Humor vereinigen sich hier zu zündender Wirkung; die Situationskomik giebt sich ungezwungen und die sinnigen Schwandichter wissen ihrem Hauptthemen immer neue Verlegenheiten, dem Publikum immer neue Ergötzlichkeiten zu bereiten. Schließlich aber endigt alles gut und glücklich. Schriftsteller Lindenberg wird der Schwiegerjohn des Herrn Nylius, seines Plagiators, und auch des letzteren andre Tochter, die Studentin Alice, wird, nach einer unseligen Liebeslei mit dem Sohne des alten Bergführers, Dr. Mertens Braut. Die Spannung läßt nicht lodern, bis der Vorhang sich senkt.

Die Incenierung des Stückes ist gelungen, die Besetzung durchweg vortrefflich. Besonders anzuerkennen ist, daß sämtliche Dialektrollen von bodenständigen Darstellern vertreten werden. Max Hofpauer fügte seinen zahlreichen Glanzrollen eine neue als „Maitthaler“ hinzu. Victor Dausenwein war ein waderer „Sepp“, Josephine Dora ein fiesches „Megerl“, in Schnadahüpfeln, Couplets und Hochlandsliedern lehrfertig und eigen. Herbert Paulmüller gab eine gute Figur als Vater Mertens, Fritz Helmerding war ein brillanter Baron und Helene Brahms als Frau Nylius, Marie Nanci und Gertrud Behling als deren Töchter konnten kaum noch besser sein. Guido Thielscher aber trug doch als Direktor Nylius den Löwenanteil des durchschlagenden Erfolges davon. Es gab Kränze und Blumen in Hülle und Fülle. —

1. Deutsch-amerikanisches Theater. „Heber'n großen Teich“. Heitere Bilder mit Gesang aus dem Leben der Deutsch-Amerikaner in fünf Abteilungen von Adolf Philipp. — Das Metropol-Theater hat einen Konkurrenten bekommen und Hugo Baruch u. Co., die bekannte Firma für Ausstattungsstücke, einen neuen Kunden. Wer „das fiesche Madl mit dem strammen Badl“ liebt und Gefallen an Gruppenscenen mit Gesang und Tanz hat, bekommt jetzt in Berlin zweimal serviert: Unter den Linden und in der Köpnickstraße. In dem kleinen, intimen Theater Wolzogens, das einer feiner, auserlesenen Kunst dienen sollte, werden jetzt billige deutsch-amerikanische Späße verramscht; Bierbaums „Lustiger Ehemann“ ist pleite, und „Molly der kleine Nigger“ hat das Geschäft übernommen.

Die fünf Bilder des Stückes schildern ein halbes Dutzend Jahre aus dem Leben der Deutsch-Amerikaner. Mit der Ankunft auf der Einwanderungsinself beginnt's. Alles Zwischended-Passagiere: Ein Paar echte Berliner Kinder, Louis Strumlohl und Mine Brand, machen mit faulen Wizen ihrer Vaterstadt Ehre. Der biedere Schwabe Jeremias Higlöpfelse, mit seiner besseren Hälfte und seinen zehn Kindern, repräsentiert den deutschen Fleiß. Hein Lehmtuhl, ein Bierländer aus der Hamburger Gegend, die deutsche Treue und Ehrlichkeit. Gulba Anorpel, die sächsische „Rahmamsell“ mit dem doppelten Steppstich“, verjucht auf ihre Weise ihr Glück in der Neuen Welt zu machen. Natürlich fehlen in dem Stück auch nicht die Liebe und die Hartherzigkeit. In dem Brauereibesitzer Karl Boermann wird uns der hartgerigige Vater vorgestellt. Den Sohn verstoßt er, weil er ihm ein Dienstmädchen als Schwiegertochter ins Haus bringen will; die Tochter wirft er einem hergelaufenen Baron an den Hals, der ihm in kürzester Zeit das stattliche Vermögen bis auf den letzten Pfennig verpulvert, Wechsel fälscht, die Frau sitzen läßt u. s. w. Zum Schluß kommt dann natürlich eine umfassende Versöhnung. Couplets belehren uns noch einmal darüber, was die einzelnen Personen des Stückes gewollt und was sie erreicht haben. Gruppenbild, Feenhaftes Beleuchtung, Musik: Schnebberengtung. Ende gut, alles gut.

Das Stück gefiel. Mit dem Weisfall wurde nicht gelagt. Gespielt wurde gut. Allen voran marschierte Adolf Philipp, der Direktor des Theaters und der Verfasser des Stückes; er gab den Bierländer Hein Lehmtuhl. Neben ihm mögen noch Gretel Callus

(Mine Brand), Martha Glack (Gulda Knorpel) und Hans Lüpshütz (Louis Strumfohl) genannt sein. —

Musik.

Es scheint nachgerade genug der Klagen über Niedrigkeit der neuen Operetten in Text und Musik zu sein. Und doch muß man leider immer wieder auf diese traurige Sache zurückkommen. Am Sonnabend haben wir abermals Grund dazu bekommen. Die Sommerpielzeit unfres Central-Theaters im Raum des „Neuen Königlichen Opern-Theaters“ (Kroll) benützt schon seit zwei Jahren die bequeme Gelegenheit, den anspruchsvolleren Sommergästen vorzuführen, was im Winter gerade für Unterhaltungs-Theater passen würde. Schade um die Künstler jener Truppe! Sie würden an einer großen Aufgabe leicht emporwachsen, und sie halten sich auch bei unwürdigen Aufgaben im ganzen gut. So auch diesmal bei der Erstaufführung eines Importes aus Wien, von dem man hoffentlich keine voreiligen Schlüsse auf die gewiß weit höhere Produktionskraft jener Musikstadt zieht. „Der liebe Schatz“, Operette in drei Akten von A. Landesberg und Leo Stein, Musik von Heinrich Reinhardt, ist nicht einmal eine erzählenswerte Fosse. Hansi, die Adoptivtochter einer alten Skoletten, wird von einem Tenor und einem Bariton sowie von einem hofenrolligen Gymnastien, der bei seinen Liebeserklärungen noch mit einer Uebelkeit vom Rauchen kämpfen muß, angezwängt. Unter Vermittlung eines Gesundheitsers aus Amerika, der sich als ihr Vater erklärt, wimmelt sie zu Gunsten des ersten die zwei andern Liebhaber ab, nachdem die verschiedentlichen Operettenepisoden erlebt sind. Die Musik macht manchmal sozuzagen gigantische Anläufe, und zwar auch dadurch, daß sie den Gesangstimmen weite Umfänge zumutet. In der That freilich ist sie ein Zeugnis gründlicher Studien auf dem Gebiete der Geschichte der Operette — aber nicht im Sinne eines Fortschreitens einer Entwicklung. Ferner bekommen wir in dem Refrain des „Liedes vom Feieler“ das alte „Verlassen, verlassen“ zu kosten. Die Schwachheit des Komponisten ließ ihn nicht einmal eine zu frischer charakteristischer Betonung geradezu herausfordernde Rolle („Greif zu!“ usw.) anders als weinerlich behandeln. In den Duetten und Terzetten ist nicht einmal so viel geleistet, wie selbst schon minder bedeutende Operetten erreicht hatten. Einige Spuren Geschicklichkeit in der Föhrung des Finales seien gern anerkennend verzeichnet. Daß wir wieder keine Namen der Mitwirkenden von der Bühne nennen, möge als Zeichen unfres Achtung vor deren gesamten Leistungen gelten. Als neu erschienen uns die Namen des Regisseurs Berthold Giesinger und des Dirigenten Siegfried Worig. Sie machten ihre Sache gut; letzterer gab sich viel Mühe, gerade das Weinerliche des Stückes getreu herauszubringen.

Das also unter dem äußeren Namen unfres großen künstlerischen Weltinstitutes, der königlichen Oper! Was im Innern dieses Institutes vorzugehen scheint, das sollte uns einmal ein kundiger künden. Oder sind gar die ungünstigen Raumverhältnisse schuld an der Weise, wie dort die zahlreichen tüchtigen Kräfte mißbraucht werden? Allerdings sind jene Verhältnisse in der That bedauerlich. In einer Zeit, die an öffentlichen Bauten wahrlich wenig leistet, könnten wir an Stelle der zwei Kästen, die drinnen und draußen für die Oper da sind, doch wohl bald ein ordentliches Operntheater bekommen. Der Littmannsche Entwurf eines Doppeltheaters für Stuttgart sollte in Berlin zum Bau eines neuen Opernhauses nach dem neuen Typus der Vereinigung zweier Räume anregen. Wir brauchen einen großen, aber auch wirklich geräumigen für die „große“ Oper und einen intimen für die „Spieloper“.

Einstweilen müssen wir über noch eine Operettenaufföhrung berichten, die jedoch erst stattfinden wird. In einigen Wochen soll die Enthüllung des Wagner-Denkmal's samt den und den Veranstaltungen vor sich gehen. Seit einem Jahre wird die Welt mit den Dinern, Ehrenerennungen usw., die das Komitee betreibt, in Atem gehalten; zahlreiche Personen der Wagner-Gemeinde haben sich verleben lassen, die Angelegenheit durch Proteste u. dgl. wichtig zu machen, und vor kurzem zogen sich verschiedentliche ernstere Leute, die eingefangen waren, zurück. Natürlich gestehen die Undank-Ause. Nun würde das Byzantinische und das Persönliche in der Angelegenheit allein genügen, um diese verächtlich zu machen. Doch nicht nur dies; und keineswegs soll jeder Protest zugleich eine Beschuldigung unlauteren Vorgehens sein. Aber das unjagbar, Lärmartige der Sache und ihr ekeliger Gegenatz gegen das, was Wagner an Künstlertrot durchzumachen hatte, verdienen vor allem, daß jeder künstlerisch Interessierte ein solches Treiben sich selber überläßt. Und damit auch für uns genug! — sz.

Aus dem Tierleben.

— Ueber das Wandern des Hummers und der Krabbe plaudert C. Siebertz in der Wochenschrift „Nerthus“: Um zu erforschen, ob Hummer und Krabbe von Natur zum Wandern geneigt sind, wie die Sardinen, die im vergangenen Jahre ausblieben, hat die Kommission der Fischereien von Northumberland von April bis Juni einige Hundert dieser Krustentiere genommen, etikettiert und wieder ins Meer gesetzt. Dreizehn derselben wurden später in einer Entfernung von 8—1600 Meter vom Einseppunkte und

zwar in einer Maximaltiefe von 16 Meter wieder angetroffen. Einen Weg von 3 Kilometer hatten nachweislich nur 2 Tiere zurückgelegt, die dazu einen Zeitraum von 1 Monat gebrauchten und stets der Küste gefolgt waren. Die Hummer sind also wenig wanderlustig, und man kann ruhig die weiblichen, mit Eiertrauben beladenen Tiere ins Meer setzen, ohne befürchten zu müssen, daß sie sich verziehen und die Nachbarschaft mit ihrem Nachwuchs bereichern.

Wie ist es nun bei den Krabben? Williamson hat uns eine analoge, sehr ausgedehnte Erhebung über die Biologie der eßbaren Krabbe zugänglich gemacht. Diese Krabbenart ist auch an den französischen Küsten sehr geschätzt. Ihr Fang wird dort mit einer solchen Aktivität betrieben, daß im Kanal de la Manche und auf der Westküste von England und Schottland die Zahl derselben von Jahr zu Jahr derart abgenommen hat, daß es sich als notwendig erwies, gesetzliche Schutzmaßregeln gegen das allmähliche Verschwinden der Tiere zu schaffen. Im Sinne der Ausfüllung und um diese Reglements auf eine gesunde Basis zu stellen, übernahm zur Zeit ein Komitee der schottischen Fischereien das wissenschaftliche Studium genannter Krabbenart, dessen Ergebnis ich in Kürze folgen lasse: Die Tiere legen ihre Eier im November, Dezember und Januar und bewahren dieselben unter dem Hinterleibe angeheftet 7—8 Monate lang. Das Ausschlüpfen der Larven tritt im Juli und August in der Nähe der Küste ein. Große Tiere tragen nicht weniger als 3 Millionen. Die Zahl der männlichen Tiere ist ungefähr gleich derjenigen der weiblichen; auf 100 Weibchen kommen durchschnittlich 98 Männchen. Mit voller Gewißheit hat sich die Thatsache der jährlichen Wanderungen ergeben. Eine große Zahl Krabben wurde in den verschiedenen Monaten des Jahres genommen, mit einer Nidel-Etikette versehen und wieder ins Meer gesetzt. Einige der Tiere wurden an ganz andern Stellen wieder aufgefißt, wie die zur Feststellung des Ergebnisses vorher nach der Karte besonders gemerkten Punkte der Einseßstellen ergaben. Mit Ablauf der Monate März-April verlassen die Krabben die Tiefen und wandern den Ufern zu, wo sie bis Juli in Tiefen von höchstens 14 Meter angetroffen werden. Im August und September wenden sie sich wieder seeeinwärts und gewinnen 3—5 Kilometer von der Küste entfernt die tieferen Stellen (36 Meter), wo sie während des ganzen Winters bleiben. Es hat den Anschein, als wenn nicht der Temperaturwechsel, sondern die Suche nach reicheren Nahrungspflätzen die Ursache der jährlichen Wanderungen sei. Während des Ziehens legen viele Krabben in kurzer Zeit verhältnismäßig weite Strecken zurück (bis zu 4 Kilometer in zwei Tagen). Die mit einer Nidel-Etikette versehene, am weitesten gezogene Krabbe ist auf der andern Seite des Golfs von Forth wieder gefunden worden (29 Kilometer in sieben Monaten). —

Humoristisches.

— Schwierig. An den Seiten einer staatlichen Landstraße sind Obstbäume gepflanzt. Das Obst wird alljährlich versteigert und der Straßenwärter hat seiner vorgesetzten Behörde über die Versteigerung Bericht zu erstatten. Eines Tages geht der inspizierende Beamte mit dem Straßenwärter und bemerkt verschiedene Zwetschgenbäume. „Aber, mein Lieber,“ sagt er, „Sie haben ja auch Zwetschgen. Dabei berichten Sie immer nur über Äpfel und Birnen?“

„Die Zwetschgen habe ich alleweile zu die Birnen gerechnet,“ sagt der Straßenwärter.

„Aber warum in drei Teufelsnamen?“

„Ja, Zwetschgen, das sagen Sie wohl so hin, aber schreiben Sie es mal!“ —

— Einkehr. „Jetzt hab i schon a Detektivbureau, an Cigarrenladen, a photographisches Geschäft, a Kunsthandlung g'habt und jetzt hab i a Kennroß; wenn jetzt i mit dem Viech a nig aufsteck, kann i mi einfallen lassen oder i muß rein dö's thun, was i in der Jugend g'lernt hab.“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Felix Dörmann hat ein neues Stück „Die Mama“ vollendet; die Erstaufführung wird im Kleinen Theater vor sich gehen. —

— „Die Raben“ von Henry Becque wird die erste Novität des Kleinen Theaters in dieser Saison sein. —

— Die Direktion der Philharmonischen Konzerte beabsichtigt das Aufföhrungsrecht der nachgelassenen Orchesterwerke Hugo Wolffs zu erwerben; die Kompositionen sollen dann im zweiten Chklus der diesjährigen Konzerte aufgeföhrt werden. —

— Die Uebungen der Singakademie beginnen heute wieder; vorbereitet wird „Paradies und Peri“. —

— Ein Theaterzettel aus dem Jahre 1743, der als Kuriosum im Stadtmuseum in Braunschweig aufbewahrt wird, enthält nachstehende wörtliche Schlußbemerkung: „W. W. Wohlwelmlichkeit des Publikums ist angeorden tas die erste Reihe sich hinterlegt, die zweite Reihe knieht, die dritte steht, die vierte steht, so könnens Alle sehen. Das Lachen ist Verboten, weils ein Drauerspiel ist.“ —